Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 2 (1922-1923)
Heft: 1

Artikel: Vom Wert und der eigentümlichen Schönheit unserer Mundart
Autor: Greyerz, Otto von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-154655

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sagte: „Sie gehören auch zu denen, die Mücken seigen und Kamele verschlucken." Zu letzterm hätte es eines guten Schluckes bedurft, da man damals in der Bundesversammlung solche Nahrung reichlich gefunden hätte.

Der als Nationalökonom eine Autorität beanspruchende Nationalrat Fehr-Herzog von Aarau, berief sich auf den Namen meines Vaters, worauf ich ihm sagte, man möge mir vorwerfen, was man wolle, aber meinen Vater solle er in Ruhe lassen. Die allgemeine Aufregung war so groß, wie ich sie in der Bundesversammlung nie erlebt hatte. Bundesrat Dubs hielt eine vierstündige Rede und alle bedeutenden Redner des Rates strengten sich an, den Vertrag durchzusetzen. Ich blieb meines Teils fest und befand mich mit nur 12 andern (es waren Ultramontane und Demokraten) gegenüber den andern zirka 160 Stimmen in der Minderheit. Aber nach acht Jahren schon begann man den begangenen Verfassungsbruch laut zu tadeln und zu beklagen, pries die damals verfassungstreu Gebliebenen, und wenn man 1874 noch einmal über den Vertrag abzustimmen berufen gewesen wäre, hätte man ihn mit ungeheurem Mehr verworfen! So wandelbar ist in der Politik das Leben. Diejenigen, welche im Jahre 1848 bei Entstehung des neuen Bundes als Säulen des Freisinns gepriesen worden waren, erklärt man 1874 für Rückschrittler, Duckmäuser und Reaktionäre, weil sie nicht zu der schlechtern neuen Verfassung stimmen wollten.

Vom Wert und der eigentümlichen Schönheit unserer Mundart.

Von

Otto v. Greyerz.

Die deutsche Schweiz besitzt zum Unterschied von allen sie umgebenden Ländern eine eigentliche Volkssprache, d. h. eine altererbte, bodenständige Mundart, die das ganze Volk umfaßt. Rings um uns sehen wir Länder, die welsche Schweiz eingerechnet, in denen die alteinheimische Volkssprache nur noch unter der an die Scholle gebundenen ländlichen Bevölkerung fortlebt und selbst da mehr und mehr abstirbt. Was sie verdrängt und ausrottet, ist eine aus der höhern Bildungsschicht hervorgegangene, mehr oder weniger künstlich erzeugte Literatursprache, die sich die Geltung und das Ansehen der eigentlichen Nationalsprache errungen hat. Auch wir haben Anteil an einer solchen Literatursprache; es ist die neuhochdeutsche Schriftsprache, die uns für den höhern und den über die Landesgrenzen ausgedehnten geistigen Verkehr unentbehrlich geworden ist. Allein, und darin liegt der tiefgreifende Unterschied: unsere alte Volkssprache hat daneben ihr Recht als gemeinsame mündliche Verkehrssprache behauptet. Durch das Schweizerdeutsch, das alle ohne Ausnahme sprechen, wird jene von der Büchersprache geschaffene Kluft überbrückt, die Einheit

des ursprünglich gemeinsamen, aber durch die sog. Bildung gespaltenen Denkens und Fühlens der Gesamtheit wiederhergestellt. Indem wir „Gebildeten" die Mundart sprechen, fühlen wir, wie unser Denken, das durch die Schriftsprache verallgemeinert, in unsinnlichen Redeformeln vergeistigt worden ist, wieder in die Bahnen der natürlich-sinnlichen Anschauung des einfachen Volkes gelenkt wird. Unser Geist, der vom Zeitung- und Bücherlesen her an das Ueberfliegen aller Grenzen selbsterworbener Erfahrung gewöhnt ist, kehrt mit dem Gebrauch der Mundart wieder in die Heimat seiner Bildung zurück und wird sich wieder bewußt, wo er eigentlich bodenständig und daheim ist.

Der Gemeinbesitz einer solchen Volkssprache ist für einen Volksstaat wie die Schweiz von unschätzbarem Werte. Er weckt und erhält das Gefühl einer engeren Volksgenossenschaft innerhalb der allumfassenden Sprachgemeinschaft deutscher Stämme und ist zugleich eine beständige Mahnung an die besser geschulten Klassen, sich von der Ueberschätzung der schriftsprachlichen Bildung freizuhalten. Eine der traurigsten Früchte abendländischer Kultur ist ja die Scheidung der Menschen in gebildete und ungebildete nach Maßgabe ihrer Beherrschung der Schriftsprache. Die Sicherheit im Gebrauch der Schriftsprache ist freilich heutzutage ein Erfordernis für alle höheren Berufsarten; für den Wert der Persönlichkeit aber ist sie nebensächlich. Die schriftsprachliche Gewandtheit kann die hohlste und liederlichste Denkart verhüllen, und die Mundart kann — auch hier betone ich das „kann" — Ausdruck tiefgründiger Bildung sein. Nichts ist so geeignet, uns vom Dünkel unserer schriftsprachlichen Ueberlegenheit zu befreien als der Umgang mit Menschen, die in ihrer schlichten Mundart wahr und treffend sagen, was sie denken und was wir auch denken, aber gelehrter ausdrücken. Es liegt eine Ursprünglichkeit, Kraft und Frische in der echten Mundart, die man in der Schriftsprache selten findet. Das verdankt sie ihrer mündlichen, nie vom Leben losgelösten Ueberlieferung. Unsere Schriftsprachen, die deutsche ganz besonders, sind auf dem Papier entstanden und auf dem Papier überliefert worden, und das Papier ist geduldig. Es erträgt Wort- und Satzbildungen, die im mündlichen, lebendigen Verkehr von Mensch zu Mensch undenkbar wären . Die deutsche Schriftsprache ist in ihren Anfängen, nach Luther, fast zwei Jahrhunderte lang von Gelehrten gepflegt worden, deren deutsches Sprachgefühl in der beflissenen Nachahmung des lateinischen Stils verkümmert war. Es brauchte Vollnaturen wie Goethe, um den verschütteten Quell wieder aufzudecken und die Sprache des Lebens wieder in Schrift und Buch einströmen zu lassen. Aber noch immer trägt sie Spuren ihrer gelehrten Schulung. Noch immer gilt es bei Gelehrten und Halbgebildeten als ein Vorzug, wenn man sich umständlich und gewunden statt kurz und bündig, gelehrt und abstrakt anstatt natürlich und anschaulich ausdrückt. Andern Nationen, den Franzosen z. B., ist jeder gelehrte Beigeschmack in der Sprache ein Greuel. Ihnen geht das Witzig-Geistreiche, wäre es auch leichtfertig, über alles. Der Deutsche hingegen in seinem angeborenen Hang nach Gründlichkeit und Tiefe, verehrt die Gelehrsamkeit selbst noch in ihrem bloßen Schein, in unnötigen Abstraktionen und Fremdwörtern, ja in geschmacklosen Schachtelsätzen. Es hat

viel damit gebessert in den letzten Jahrzehnten, dank der unermüdlichen Werbung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins für gutes, reines Deutsch. Allein die Form- und Gewissenlosigkeit, die Fremdländerei und Gelehrtuerei im schriftlichen Gebrauch der Muttersprache muß immer noch bekämpft werden; denn sie hängt mit einem tief eingewurzelten Bildungsvorurteil zusammen.

Gegen dieses Bildungsvorurteil sollte uns Deutschschweizer die Mundart schützen. Sie tut es auch in weitem Umfange. Ihr verdanken wir es ohne Zweifel in erster Linie, daneben wohl auch dem französischen Einfluß, daß unsere Presse, unsere Wissenschaft und unsere Gesetzgebung sich von den gröbsten Auswüchsen des „papierenen Stils" freihält, daß ihre Sprache schlichter, volkstümlicher ist als die durchschnittliche Bildungssprache der Deutschen und Oesterreicher. Es ist bekannt, daß unser Schweizerisches Zivilgesetzbuch sich durch seine klare, gemeinfaßliche Sprache vorteilhaft von dem Bürgerlichen Gesetzbuch Deutschlands unterscheidet, eine Eigenschaft, die ihm gerade von seiten reichsdeutscher Rechtsgelehrter zum Verdienst angerechnet worden ist. Man hat richtig herausgefühlt, daß jener Vorzug sich aus dem demokratischen Grundton unseres Volkes und seiner Gesittung erklärt; aber vielleicht hat man nicht genug erkannt, welch großen Anteil die gemeinsame Volkssprache daran hat. Staatsmänner und Gelehrte, deren Sprachgefühl noch in der Mundart wurzelt, werden eben bewußt und unbewußt von ihrem Geiste geleitet, und dieser Geist ist Natürlichkeit, Schlichtheit, Anschaulichkeit. Vor diesem Geiste zerstiebt die leere, wichtigtuerische Phrase in das, was sie ist, ins Nichts. Man stelle nur einmal ein paar der aus Zeitungen und Geschäftsverhandlungen bekanntesten Redensarten dem entsprechenden Volksausdruck gegenüber, so springt die Ueberlegenheit des letztern in die Augen. Wir sagen halbwelsch, daß „vitale Interessen angegriffen werden", wo das Volk sagt: „Es geit i ds Läbige." Wir sagen, eine Unternehmung sei resultatlos verlaufen, wo man im Volke sagt: „es isch z'lärem abgange." Wir stehen mit gewichtiger Phrase „vor einer Alternative", wo der Mann aus dem Volk sagt: „Es zweiet sich mir," und wir kommen zu dem Schluß, „man müsse die günstigen sowohl als die ungünstigen Faktoren in Erwägung ziehen," wo die Volkssprache kurz sagt: „Me mueß ds Derfür und ds Derwider aluege". Wir wollen uns nicht, sagt ein Präsident, „in nutzlosen Diskussionen über dieses Traktandum ergehen", wo der Volkswitz derb sagt: „Mer wei nid lenger am Lärlauf dräje." Und so weiter. Es gibt kaum eine einzige parlamentarische Phrase, für die der Volksmund nicht längst einen kräftigen, träfen Ausdruck geschaffen hätte. Wem wollen wir eigentlich imponieren mit unsern halb lateinisch halb welschen Redensarten, wenn wir sagen, man müsse jetzt die Initiative ergreifen, den opportunen Moment abwarten, die Chancen des Unternehmens ventilieren, sich orientieren und informieren, ohne sich optimistischen Illusionen hinzugeben... Man müsse sich organisieren, die Interessenten und Reflektanten zu gewinnen suchen, eine diskrete Propaganda ins Werk setzen, ohne bei der Opposition Animosität zu erwecken; dann die Mentalität des Publikums sondieren, allen Schein des Aufoktroyierens (o, schönes Wort!) vermeiden und auch

die Imponderabilien nicht außer Acht lassen und gewisse, vorderhand noch problematische Faktoren in Betracht ziehen, welche ein nicht unwesentliches Moment für den Erfolg bilden könnten? Oder man stehe da eben vor einem Dilemma oder einer Alternative, wo möglich (wie ich einmal gelesen) vor zwei Alternativen, von denen die eine die relativ opportunere sei, indem ihr auch anders orientierte Kreise sympathisch gegenüberstehen. Man könnte eventuell einen Kompromiß finden, ohne daß das spezifisch finanzielle Interesse wesentlich geschädigt werde! usw. ohne Ende.

So redet man bei uns in gewissen maßgebenden Kreisen, die nicht mehr Schweizerdeutsch können. Das ist die Durchschnittssprache unserer höhern Bildung, unserer Volksvertretung, unserer Behörden — ein stilloses Halbdeutsch, das vor jeder schlichten, ehrlichen Volksrede in Scham verstummen müßte. Und diese form- und gehaltlose Wortmacherei gilt nun als Kennzeichen geistiger Ueberlegenheit, höherer Schulbildung und ist imstande, den einfachen Mann zu blenden und ihn in seinem mundartlichen Sprachgefühl irre zu machen. Er fängt wirklich an zu glauben, mit seiner „Gradane-Sprach" sei er ein armer Teufel, es fehle ihm eben an Bildung — so etwa, wie der Berner Bauer anfängt zu glauben, es sei höflicher und gebildeter, wenn man „Sie" sage anstatt „Ihr".

Unter der Aristokratenherrschaft des 17. und 18. Jahrhunderts war es das Französische, das sich als Standessprache der Bevorrechteten in die frühere geschlossene Einheit des Schweizerdeutsch hineinkeilte; heute ist es ein verbastertes Bildungsdeutsch, das die unselige Spaltung in „höhere" und „niedere" Volksklassen verschuldet. Man bekommt ein Grauen, wenn man sich die weitere Entwicklung ausmalt: Rückgang und Aussterben der echten, angestammten Mundart voll Eigenart, Saft und Kraft — und Wachstum und Triumph einer elenden Mischsprache, die weder Mundart noch Schriftdeutsch ist. Immer mehr entfernt sich die Sprache unserer Behörden, Volksvertretungen, Aemter, Verwaltungen, Gesellschaften, Genossenschaften, Vereine usw. von der volkstümlichen Denk- und Ausdrucksform; immer seltener werden die Männer, die in verantwortlicher Stellung so zum Volke reden, mündlich und schriftlich, daß es sie versteht. Selbst wenn sie's mit der Mundart versuchen, geraten sie in die Wendungen und Windungen einer papierenen Kanzlei- und Parlamentssprache, die zum Schweizerdeutsch paßt wie ein Zylinder zu einer halbleinenen Kutte. Steuerbehörden, Versicherungsanstalten, Telephonzentralen, Banken usw. sind nicht imstande ihre Verordnungen oder Bekanntmachungen, die jeder Bürger sollte verstehen können, in eine gemeinfaßliche Sprache zu bringen. Wenn zum Beispiel ein städtisches Elektrizitätswerk seinen Kunden bekannt geben soll, daß der Verbrauch von elektrischer Kraft monatlich berechnet und bezahlt wird, so muß dieser einfache Gedanke durch ausgeklügelte Abstraktion verdreht werden: „Die Berechnung elektrischer Energie erfolgt im allgemeinen nach dem Ergebnis von Elektrizitätszählern in monatlicher Abrechnung." Das ist die Sprache der Bildung. Und wenn eine Gesellschaft für Haftpflichtversicherung ihren Versicherten mitzuteilen hat, daß der Vertrag, wenn er nicht bis dann und dann gekündigt werde, in Kraft bleibe, so gelingt es ihr mit Hilfe des Lieblingswortes „erfolgen", den einfachen

Ausdruck aller Anschaulichkeit zu entkleiden: „Erfolgt nicht spätestens bis ..... eine schriftliche Kündigung, so verlängert sich der Versicherungsvertrag stillschweigend, bis eine Kündigung rechtzeitig erfolgt ist." Der Kniff, den diese Bildungssprache anwendet, um dem einfachsten Gedanken ein tiefsinnig gelehrtes Aussehen zu geben, ist bald durchschaut: anstatt die Tätigkeit zum Hauptteil des Satzes zu machen (wie es in gegenständlichem Denken geschieht), löst sie diese Tätigkeit in einen abstrakten Substantivbegriff auf. So kann der kürzeste Befehl zu einer wichtigtuerischen Phrase aufgebauscht und für den gemeinen Mann unverständlich gemacht werden. Statt: „Man öffne die Fenster nur mit Erlaubnis des Schaffners!" heißt es dann gebildeter: „Das Oeffnen der Fenster darf seitens des reisenden Publikums nur nach Einholung der Erlaubnis des hierzu befugten Bahnbediensteten erfolgen." Mit Anwendung einigen Wortschwalles, der nichts kostet, kann man selbst ein volkstümliches „Türe zu!" zu einer bombastischen Phrase aufblasen: „Das Schließen der Türe hat im allgemeinen von seiten des Publikums sofort nach Gebrauch derselben zu erfolgen."

Vor dieser lächerlichen Gelehrt- und Wichtigtuerei, die in der amtlich-geschäftlichen Sprache von heute an der Tagesordnung ist, würde uns das mundartliche Sprachgefühl bewahren, wenn es noch allgemein lebendig wäre. Was man unsern besten schweizerischen Dichtern nachgerühmt hat und immer wieder nachrühmt: daß sie die urwüchsige Kraft und Anschaulichkeit ihrer Mundart auch in der Schriftsprache bewähren, das müßte unser aller Ehrgeiz sein, vorab der Behörden, Beamten, Journalisten und aller, die sich in Rede und Schrift an die schweizerische Oeffentlichkeit wenden. Unser Deutsch würde Stil bekommen aus der Mundart. Unser Deutsch würde verständlich und volkstümlich sein. Unser Deutsch wäre dann nicht mehr, was es heute ist: eine Sondersprache, die der Bildungsdünkel für sich in Anspruch nimmt, sondern eine höhere Gemeinsprache des ganzen Volkes, allen verständlich, allen wesensähnlich, allen lieb und wert. Dann könnten Staatsmänner, Gelehrte, Volksvertreter und Zeitungsschreiber wieder zur Seele des Volkes reden, ihm die verwickelten Gegenstände ihres Nachdenkens schlicht und sinnfällig darlegen und das Vertrauen zurückgewinnen, das sie großenteils verloren haben. Der alte Schimpf „gelogen wie gedruckt" würde dieses Hochdeutsch nicht mehr treffen; das begründete Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit der Schriftsprache wäre überwunden.

*

So viel vom Wert unserer Mundart für die Erhaltung der Demokratie.

Hat sie aber auch Wert an und für sich? Ist sie eine Sprache, die, abgesehen von ihrem Nutzen innerhalb des Staatslebens, verdient erhalten zu werden?

Unser Schweizerdeutsch steht nicht im Ruf, eine schöne Sprache zu sein. All unsern Nachbarvölkern klingt sie rauh und derb. Der alte Grimmelshausen in seinem „Simplicianischen Teutsch-Michel" von 1673 hat es schon gewußt: „An den Schweizern scheinet, als ob sie ihre Wörter wie die welschen Hahnen hinten im Rachen oder oben im Gaumen formierten." Daran wird sich seit 1673 nicht viel geändert haben; denn das, worauf der Teutsch-

Michel anzuspielen scheint, der Ueberfluß an harten Gaumen-ch[1]), die Häufigkeit der sog. Affrikaten pf, kch, ts,[2]) die Verknotung von drei und mehr Geräuschlauten in einer Silbe,[3]) überhaupt das starke Uebergewicht der Konsonanten über die Vokale,[4]) das alles sind Eigenschaften unserer Mundart, die sich gar nicht aus ihr wegdenken lassen. Sie beruhen einerseits auf der hochdeutschen Lautverschiebung, die im 6. Jahrhundert n. Chr. die Sprache der süddeutschen Stämme ergriff, ihre Verschlußlaute p, t, k zu Reibelauten (ff, f, ß, s, ch) oder Affrikaten (pf, ts, kch) verwandelte und dadurch den Lautcharakter der hochdeutschen Mundarten wesentlich bestimmte. Das Gesetz dieses hochdeutschen Lautwechsels hat keine Mundart so gründlich und folgerichtig durchgeführt wie das Alemannische. In diesem Betracht ist unsere Mundart das ausgeprägteste oder, wenn man so sagen darf, das hochdeutscheste Deutsch, das es überhaupt gibt. Und anderseits, was die Konsonantenhäufung betrifft, weist unsere Mundart eine eigentümliche und durchgreifende Wirkung eines Grundgesetzes der germanischen Sprachen auf, ich meine die germanische Stammsilbenbetonung. Keine deutsche Mundart hat an dieser Betonung so treu festgehalten wie die alemannische. Man erkennt das vor allem an der Art, wie sie den Wortton der Fremdwörter auf die erste, die vermeintliche Stammsilbe zurückgezogen hat. So wurde aus hospitale nicht Spital, sondern Spittel, aus decanus nicht Dekan, sondern Täche (das im Berndeutschen noch heute vereinzelt vorkommt), aus speditor Spetter, aus Spinat Spinet oder Binätsch, aus Kapelle Chappele, aus Januar Jenner; mit dieser Wurzelbetonung sprechen wir Forne (Forelle), Hermli (Hermelin), Chestene (Kastanie), Holder (Holunder), Hurnuß (Hornisse). So behandeln wir auch neuere Fremdwörter: Hotel, Bureau, Kasino, Pomade, Depesche usw. Mit dieser kräftigen Stammbetonung hängt nun aber auch die Schwächung, Kürzung oder Abwerfung unbetonter Vor-, Zwischen- und Nachsilben zusammen; so zum Beispiel wenn aus einem ursprünglichen ent-be-kommen zunächst ein emp-chon, schließlich ein bloßes epcho (im Sinn von begegnen) wird. So erklären sich die gehäuften Konsonanten im Anlaut von Wörtern mit der Vorsilbe ge-. Aus Gekröse wird dann Gchrös mit gchr, aus ge-strübelt ein gstrüblet, ufgstrüblet (mit fgschtr), in Verbindung mit abgekürztem zu (ze, z') ein zgstudiert zum Beispiel in dem Satze: er isch mer z'gstudiert (mit rtsgscht), ein zgspaßnem (aus zu Ge-spaß-nem), oder mit verkürztem Ar-

---

1) Dem schriftdeutschen K entspricht hartes Gaumen-ch, z. B. in Chind, Chuchi, Chilche, Chachle, Chüechli, starch, Volch; kch in Kchärli, dankche, bekchannt usw. Der ach-Laut findet sich fast allgemein, wo in gutdeutscher Aussprache der ich-Laut steht: ich, recht, Milch, lächle u. dgl.

2) Man denke an Chrüpfe (Krippe), Stämpfel (Stempel), schleipfe (schleppen), chlepfe und Chlapf (klappen, Klaps), zimpfer (zimperlich), Pfusbacke (Pausbacken), Pfluderhose (Pluderhosen), scharpf (scharf), Seipfe (Seife), Pfeister (Fenster), Pfö (Föhn), an Schutz (Schuß), Gutz (Guß), grüeze (grüßen), büeze (büßen = flicken).

3) Zum Beispiel: Platzg platzge, Spatzg, Stäfzge, Blitzg, Gchnütsch, Gschlamp, Pflartsch (aus: Flarz), Hültsche (Hülse), Möntsch (Mensch), Gchnorz, Gflotsch, kschplosse (ge-be-schlossen), Gschtrudel, Gchäs (Ge-käse), z'Predig, z'Grächtem, z'Gspaßnem.

4) Ein klassisches Beispiel ist das Pfnächtsg (7 Konsonanten und 1 Vokal!).

tikel „das" ds: gröbste (das Gröbste), ds schtrübschte (das Strübste) und dergleichen.

So entsteht also eine Häufung und Stauung stimmloser Geräuschlaute, die man nichts weniger als wohllautend nennen kann, die man aber rassig heißen darf, insofern sich in ihr der urdeutsche Sprachgeist als lebenskräftig, ja hartnäckig erwiesen hat. Unser Schweizerdeutsch ist wie keine andere germanische Sprache knochig und knorplig, sehnig und zäh, ohne rundlich-geschmeidige Fülle des Fleisches, ohne den Schmelz glattschimmernder Haut. Sie gehört nicht zu den musikalischen Sprachen, die, unter Vermeidung aller Härten, den Wohlklang, d. h. die sinnlich angenehme Wirkung auf das Gehör als oberstes Gesetz erstreben. Sie gehört vielmehr, wie alle germanischen Sprachen, aber in hervorragendem Maße, zu den bezeichnenden, anders gesagt: zu den lautmalerischen und lautsinnbildlichen Sprachen. In ihnen wird der Eindruck der Erscheinungen ins Sprachkörperliche umgestaltet, die Bedeutung des Wortes in der sinnlichen Lautgestalt des Wortes ausgeprägt. Diesen Grundzug der Wortgestaltung findet man nur bei wurzelhaft empfundenen Sprachen, wie die deutsche es eben ist; Sprachen, die durch die Wurzelform ihrer Wörter fortwirken, in denen also der innere Zusammenhang zwischen der Lautform und dem Bezeichneten noch fühlbar ist. Die versinnlichende Kraft der deutschen Sprache erfahren wir nirgends so gründlich als in unserer Mundart, die geradezu unerschöpflich ist in lautsinnlichen Bezeichnungen für alle Eindrücke des Gehörs, des Gesichts, des Tast- und Bewegungsgefühls. Ihre eigenartige Schönheit liegt vor allem hier, in dieser das Wesen der Dinge mit scharfem Wirklichkeitssinn erfassenden und in Lautformen ausprägenden Gestaltungskraft. Was gemeint ist, wird dem Leser am ehesten aus einigen Beispielen klar, wie etwa aus Zeitwörtern, welche Geräusche und Stimmen wiedergeben, zum Beispiel: chräschle, sprätzle, chirble, pfuse, gyre, gixe, guxe, chlepfe, räble, chlefele, cheßle, rätsche, tschädere, tätsche, topple, popple, brätsche, chutte, pfurre, plodere, pfludere, pfladere, plantsche; äke, chäre, bäägge, chlöne, möögge, gaagge, byschte, bärze, räägge, chäfle, chädere, trätsche, schnädere, schnadele, blafere, pradle, waschle, schwable, schwaldere, pralaagge, haleegere, hobulete usw. Oder aus Zeitwörtern der Gesichtswahrnehmung: glüßele, glyße, gläste, glumse, glaare, flämme, flatzge, fladere, flamatzge, lädere, lälle usw. Auf allen Gebieten der sinnlichen Wahrnehmung, betreffe es Naturerscheinungen (Wetter, Wachstum, Bodengestalt, Wasser, Feuer, Tierleben u. dergl.) oder Gegenstände, Tätigkeiten und Eigenschaften des Menschenlebens, zeigt sich derselbe Reichtum an lautsinnlichen Ausdrucksmitteln und damit auch an Mitteln, das Geistig-Seelische durch Uebertragung sinnfällig zu bezeichnen.

Ein anderes Zeugnis urwüchsiger Gestaltungskraft unserer Mundart liegt in der Art ihrer Formbildung. Hervorgehoben sei ihre Vorliebe für adjektivische Ableitungen von Zeitwort- und Hauptwortstämmen ohne Zuhilfenahme von Nachsilben wie -ig, -lich, -end, mit denen die Schriftsprache ihre Eigenschaftswörter ableitet. Man denke an die kräftig-kurzen Stammbildungen von rupp (ruppig), strub (struppig), flät (neben nhd. unflätig), zimpfer (zimperlich), frävel (frevelhaft), ring (neben nhd. ge-

ring), an die mit dem Hauptwort übereinstimmenden Adjektivformen glanz, nutz, sturm, gnoß (genössig), abdäch (abgedeckt), an die zu Verbalstämmen gehörenden einsilbigen gäng (gängig), gäb (zu geben), gchäm (kommlich), träf (treffend), läg und läägg (liegend, geneigt), uföd aus unföd (zu sieden), gspräch (gesprächig), gfräß (gefräßig), hert-beiß (hart beissend), bhäb (zu b'häbe), einhäl (einhellig), schleit (zu schlitten), bo-well und sin-well oder simbel (zu wellen, wallen), läz und ablitz (wohl beide zu litzen), g'loos (zu lose, = ringhörig), gschyb und bschyb (leicht rollend, beweglich, zu schieben), ghäß (gehässig, feindselig), ringfüeg (ringfügig, gefügig), stäg und gstäg (zu steigen, = steif, klamm), ungwan (ungewöhnlich). Wie fühlt man die kernige Altschweizerart in solch gedrungen-bündigen Wortbildungen! Und ganz gleich ist es bei den von Zeitwortstämmen abgeleiteten Hauptwörtern, zum Beispiel bei Berufsnamen, zunächst einsilbigen: Beck (Bäcker), Schär (Scherer), Trösch (Drescher), Spreng, Reist, Schaub; dann in zusammengesetzten: Fürspräch, Abwart, Dachdeck, Faßbind, Grichtssäß, Priswerk (der Brisen macht), Pfanneflick, Schuehputz, Säutryb; oder auch in Tiernamen: Blindschlych, Chlän (= Blauspecht, zu chläne = klettern). Dann aber auch in den zahllosen substantivischen Tätigkeitsbezeichnungen, zunächst ohne Vorsilbe: Platsch, Tätsch, Brätsch, Stupf, Mupf, Gump, Lupf, Tupf, Schryß, Schnuß, Hick, Chust, Glust; mit Ablaut: Chlapf, Rank (zu ringen), Fast, Chlupf, Nuck (nicken), Schlupf, Sprutz; dann mit Vorsilben, teils assimilierten, teils verkürzten: Bhänk, Gläuf, Gstürm, Gchafel, Bstuch, Gchär, Glamasch, 'Brüel, 'Damp, 'Drück, 'Plär. Fast zu jedem einfachen Zeitwort läßt sich ein solches Nomen actionis ohne Ableitungssilben bilden. Welch ein Vorzug gegenüber den eintönigen und breitspurigen Substantivbildungen auf -ung, von denen die heutige, namentlich die gelehrte Schriftsprache wimmelt! Im ältern Schweizerdeutsch konnte man noch Beding sagen für Bedingung, Drang für Bedrängnis oder Bedrückung, Fast für Gärung, Güd für Vergeudung, Blast für Blähung oder Empörung, und immer sagte man Verzug für unser viergliedriges Verzögerung. Auch die unabtreiblichen Abstraktwörter auf -heit und -keit brauchte man mit erträglichem Maß; es hieß: der Falsch (für die Falschheit), die Gmächi (für Gemächlichkeit), der Umschweif (für Weitschweifigkeit), die Zagi (für Zaghaftigkeit), die Glimpfigi (für Dehnbarkeit oder Elastizität).

Die gleiche Ausdruckskraft finden wir in den unzähligen Zeitwörtern, die unsere Mundart von Nennwörtern ableitete und zwar einfach mit der Endung -en. Dabei tritt der Begriff des Tuns oder Seins in die verschiedensten Beziehungen zum Dingbegriff. Als Subjekt ist der Dingbegriff gedacht, wenn die Arbeit des Bauers als bure bezeichnet wird, die des Gärtners als gartne, des Hafners als hafnere, die des Arztes als arzne usw. Im Objektivverhältnis steht der Dingbegriff in straße (Straßen bauen), zuune (Zäune machen), hage (Häge machen), seile (Seile machen), hunge (Honig machen), chirse (Kirschen pflücken), chöhle (Kohl pflücken), nusse (Nüsse pflücken) usw. Als Werkzeug ist das Ding gedacht in sande (mit Sand bestreuen), griene (mit Grien, Kies bestreuen), haare (an den Haaren ziehen), ohre (an den Ohren ziehen) usw. In einem

berndeutschen Stück von Simon Gfeller klagt ein Bäuerlein über die dürftige Herbsternte: es chorbet nüt un es sacket nüt (d. h. es füllt keine Säcke, keine Körbe); so sagt man auch: es saftet (gift Saft), es chornet (es gibt Korn) usw. Im bildlichen Gebrauch dient das Dingwort zum Vergleich: hunde (wie ein Hund sich anstrengen), chalbere (etwas nach Kälberart dumm anstellen), bocke (wie ein Bock), düresstiere (wie ein Stier), munele (wie ein Muni), dazu noch das transitive: öppis ermunele (mit stiernackigem Willen erzwängen). Bei Gfeller findet man auch das bildliche chlemmbise (eigentlich = das Klemmgebiß anlegen) im transitiven Sinn von: jemand geistig wehrlos machen, bändigen. Die Bildung solcher Verben ist unbegrenzt und in der Hand des Mundartdichters ein ergiebiges Kunstmittel. Auch hört man im sprachschöpferischen Landvolk immer neue Bildungen dieser Art, oft witzige und überaus kühne. Unbegrenzt ist auch die Bildung von Zeitwörtern nach Eigenschaftswörtern im Sinn des Werdens: guete, böse, heitere, warme, chuele, subere, hübsche, lutere, fyschtere, murbe, feiße, stille (stille werden) usw. und nach Hauptwörtern zur Bezeichnung seelischer Zustände oder gefühlsbetonter Handlungen wie: angste, chummere, nöte, trüebsale, armüetele, hochmüetele, großhanse, schmalbarte; auch Ableitungen wie chrafte, sunntige, wärchtige kann man hier anschließen. Selbst von persönlichen Verbalformen wird ausnahmsweise ein Infinitiv abgeleitet, wie es Gotthelf mit köstlicher Umbefangenheit tut, wenn er aus dem drohenden Ausruf „I wurd der!" ein Zeitwort „wurde" bildet. „Die tät ihm de wurde!" heißt es einmal im Annebäbi Jowäger. Aus einem Fragesatz (Wer weiß!) ist ja auch unser Zeitwort „werweise" abgeleitet, wie anderseits aus der alten Formel „Rät und Burger" das lustige „ratiburgere", im spöttischen Sinn von: ein Langes und Breites beraten, gebildet worden ist.

In den obigen Beispielen gibt sich das lebhafte Wurzelgefühl der Mundart in dem sparsamen Gebrauch von Vor- und Nachsilben zu erkennen. Anderseits ist aber der Reichtum von Ableitungssilben hervorzuheben, mit denen die Mundart die verschiedensten Bedeutungsschattierungen einer Stammsilbe zu erzeugen versteht. Man vergleiche einmal das deutsche Wort Mann und seine wenigen Begriffsschattierungen in Männchen, Männeken und Mannsbild mit den so fein abgetönten mundartlichen Mano, Mani (z. B. Bäremani), Manoggel, Mandoggel, Manöggeli, Mannli, Männli, Mandeli, Mändel, Mantschi, Mantschli und Mannevolch! Welche Stufenleiter von Bedeutungsinhalten und gefühlsmäßigen Wertungen! Oder man vergegenwärtige sich einmal die reiche Stammverwandtschaft von Haus, die sich in der Schriftsprache etwa auf Häuschen, Häuslein, Gehäuse, Behausung, hausen, haushalten, hausieren, häuslich, Häusler, Häuslichkeit beschränkt. Dem gegenüber nun das Schweizerdeutsche mit: Hüsli, Hüseli, Huselli, Ghüs, Bhusig, huse, hüsele, husha, husaschte, hushäbelle, verhuse, veruhuse (ver-un-hausen), für- und vorhuse, zrugg- und hindertsi-huse, ushuse ('s isch usghuset!), Huser (Sparer), Huseri (Sparerin), Huserli (Gerät zum Sparen von Kerzen), Uebelhuser (Verschwender), Erhusets und Erhusete (Erspartes), Hüsler (Häusler), Ghusma und Ghus, auch Ghusi (armer Mieter im Bauernhaus), Husligi (Sparsamkeit),

dazu huslig (sparsam), aber ghusig (das Haus liebend, von Tieren und Menschen gesagt), ghüslet (karriert, von hüsle = viereckig mustern). Zum Stamm „melk" bildet die Schriftsprache: melken, Milch, Molke, Milchling, melk, neumelkig, Melker, Melkerin; das Schweizerdeutsche hat zum Eigenschaftswort melch und melchig die Zusammensetzungen alt-, neu-, hert-, zäj-, lind-melch oder melchig; dann die Hauptwörter Melche (Melkfähigkeit), Melchi und Melchig (Ertrag des Melkens), Melchete, Usmelchete, Gmelch, (Euter); zu Milch gehören milchele (nach Milch schmecken), Milche (Milke), Milchlig; ferner gibt es Mulchi, Mulchete, Mulche, Melchtere; für Melker: Melch, Mulch.

Die rauhe Außenseite unserer Sprache, das Kratzbürstige ihres Lautgewandes, das so viele Leute abstößt, birgt ein zartfühliges Unterscheidungsvermögen und folglich auch Unterscheidungsbedürfnis in lautlichen Ausdrucksformen feinster Bedeutungsunterschiede. Das ließe sich an Eigennamen besonders schön nachweisen. Es genüge, an all die Nebenformen von „Marie" zu erinnern, welche die Mundart erfunden hat, um die Trägerin des Namens nach ihrer Art und ebenso das Gefühlsverhältnis des Redenden zu dieser Marie anschaulich zu machen. Da haben wir einerseits die zierlichen Kosenamen Marili, Mareli, Marjeli, Maruli, Mareili, Marli, Mariggi, Mariggeli, Miggi, Riggi, Riggli, Meji, Mejeli; anderseits aber die durch einen gewissen Humor gedämpften Vergröberungen des Namens: Marei, Marle, Male, Maje, Maji, Migtschi, Maruggle, Marunggle. Welch erfinderische Feinfühligkeit setzt dieser Formenreichtum voraus!

Wie starr und humorlos nehmen sich doch die Schriftsprachen mit ihren zivilstandsmäßig korrekten Taufnamen aus, denen höchstens ein oder zwei familiäre Kosenamen zur Seite gehen! Und wie verkümmert zeigt sich das Sprachgefühl in der schriftdeutschen Bildungssphäre, wenn es, um Kosenamen zu gut deutschen Namen zu erfinden, Anleihen im Englischen machen muß! So entstehen dann jene modisch aufgeputzten Trudy, Stefy, Mary, Heddy oder gar, ein bißl französiert: Heddie; denn die echt deutschen Trudchen, Miezchen, Malchen usw. haben auch gar so nichts Ausländisches an sich, womit man seine Bildung dartun könnte.

Der Formenreichtum des Schweizerdeutschen auf dem Gebiete der Wortbildung ist keine zufällige Erscheinung; er erklärt sich aus dem Grundunterschied von Mundart und Schriftsprache. Diese verallgemeinert, jene individualisiert. Diese begnügt sich mit dem kalten oder doch neutralen Begriff, jene braucht Anschauung und Erlebnis. Wo die Schriftsprache sagt: „eine Gebäulichkeit", schaut sich die Mundart die Sache erst an und sagt dann entweder Haus oder Hütte, Stock, Stöckli, Schopf, Ghütt, Spycher usw. Und wo die Schriftsprache sagt „ein Niederschlag" und sich damit zufrieden gibt, besinnt sich die Mundart erst auf Wie und Was, und je nachdem ist es dann (zum Beispiel in der Mundart des Berner Oberländers) e Steipeta oder e Spritzeta, es Schittelli oder es Rägelli, oder e Schmeizeta, e Schitti, e Schur, e Gutz oder e Wolkenbruch. So führt jede Mundart immer aus der begrifflichen Allgemeinheit in die farbige, sinnliche, gefühlbetonte Besonderheit des Lebens. Und weil sie die Einzelerscheinungen nicht abgesondert für sich und auch nicht verallgemeinert ins Auge

faßt, sondern im Lebenszusammenhang, so gewinnt sie ihnen Merkmale und Eigenschaften ab, die der Benennung frische Bildkraft und Natürlichkeit verleihen. Gelehrte Leute versuchen sich auch etwa in Neuschöpfung von Wörtern und gehen sehr logisch dabei zu Werke. Aber merkwürdig! Ihre Erfindungen sprechen uns viel weniger an als die der Volkssprache. Was der Verstand aus dem Begriff eines Dinges herausklügelt, kann sich nicht messen mit dem, was der Volksgeist im glücklichen Augenblick aus dem Erlebnis schöpfend erfindet. Wörter wie Magenbrennen, Keuchhusten, Schiebfensterchen, Halstüchlein sind gewiß sehr logisch zusammengesetzt; aber die mundartlichen Brenner, Chycher, Läuferli, Chnüpferli sind ihnen durch dichterische Belebung des Gegenstandes (Personifikation) und durch Kürze überlegen. Und welch ein Humor lacht aus dem mundartlichen „Murer", wenn wir es mit dem ernsthaft abstrakten „Verstopfung" vergleichen! Auf diesem Gebiete wäre an Hunderten von Beispielen die dichterische Ueberlegenheit des sprachschöpferischen Geistes in der Mundart nachzuweisen*).

Doch genug hievon, und genug überhaupt von meinem Thema, das unerschöpflich wäre, wenn ich ihm auf allen Gebieten des Sprachlebens, zum Beispiel auch auf denen des Satzbaues und des Stils gerecht werden wollte. Meine Arbeit will nicht mehr sein als eine Anregung zum Nachdenken über den Wert unserer Mundart. Die heutige Zeitströmung ist dieser Betrachtung nicht günstig. Sie reißt sich mit Leidenschaft los von allem, was Geschichte, Ueberlieferung, Vätererbe heißt. Auch unsere Sprache ist ein Stück Vergangenheit. Nicht wir, unsere Ahnen haben sie geschaffen, und nicht nur altschweizerisches Wesen, ein Rest germanischer Urkraft pocht noch in schwachen Pulsen in ihr nach. Ob wir wollen oder nicht, wir stehn im Banne dieser Ueberlieferung. Und ich meine: diese Sprache, unsere Mundart, ist besser als wir sie verdienen. Sie ist die Bewahrerin aller Tugenden, die das Schweizervolk durch die Stürme der Jahrhunderte hindurch gerettet haben. Rauheit und Derbheit ist die Schale dieser Tugenden; wir sind, mit polierten Nationen verglichen, ein grobes Volk; wir lieben noch heute den derben, ungehobelten Ausdruck; das Rednerisch-Glänzende, die glatte Phrase ist uns zuwider, und das Fluchen unser allgemeines Laster. Wir sind nicht ästhetisch gerichtet, sondern praktisch, verständig und sittlich. Das spiegelt sich alles getreu in unserer Sprache. Wir sind ein Bauernvolk gewesen und verdanken diesem Stande vor allem unsere Erziehung: den starken Wirklichkeitssinn, die Naturfreude, die ernste Auffassung der Arbeit und des Lebens überhaupt. Von daher haben wir den Widerstand in uns gegen die leere Wortmacherei, den tiefen Argwohn gegen die übersinnliche Sprache der Wissenschaft und jede geschraubte, klausulierte Ausdrucksweise. Von daher fehlt uns auch der geistige Spieltrieb und das Verständnis für den schöngeistig-spielerischen Gebrauch der Sprache, bis zu einem gewissen Grade auch der Sinn für Schwung und Erhabenheit. Hier sind deutliche Grenzen unseres Wesens. Wir können

*) Wie es Dr. Manfred Szadrowsky in der Jährlichen Rundschau des Deutschschweiz. Sprachvereins 1921 und früher schon in einer wissenschaftlichen Abhandlung getan hat.

nicht aus unserer Haut. Die Nachahmung des Fremden wäre nicht unser Heil, wenn wir sie jemals anstrebten. Wir müssen uns an das Tüchtige, Dauerbare in unserem Wesen halten und dazu, meine ich, kann uns auch künftig unsere Mundart eine Erzieherin sein. Sie ist eines der gegebenen Mittel zur Erhaltung unserer Unabhängigkeit nach außen und des demokratischen Geistes im Innern. Sie ist eine Fundgrube und Kraftquelle für unsere Mitarbeit an der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Zwei ungedruckte Schriftstücke Friedrich Nietzsches

mitgeteilt von

Andreas Heusler.

Aus Nietzsches letzten hellen Tagen stammen zwei schriftliche Grüße, die hier zum erstenmal an die Oeffentlichkeit kommen.

Sie richten sich an meinen kürzlich verstorbenen Vater, den Basler Rechtsgelehrten Andreas Heusler. Heusler, geb. 1834, war dem zehn Jahre jüngern Kollegen in seiner Basler Zeit nahe getreten, ohne zu seinem engern Kreise zu gehören. Auch später zählte er sich nicht zu Nietzsches Bewundrern, bewahrte ihm aber eine rege menschliche Teilnahme. Nietzsche gedenkt des „von ihm besonders verehrten" Mannes dann und wann in seinen Briefen; ein schriftlicher Austausch zwischen den beiden hat meines Wissens nie stattgefunden — bis kurz vor Torschluß, als Nietzsche aus Turin das hier folgende Kärtchen absandte. Heusler antwortete „auf das Herzlichste" (Fr. Nietzsches Briefwechsel mit Franz Overbeck, Leipzig 1916, S. 453), und daran schloß sich noch der längere hier mitzuteilende Brief aus Nietzsches Feder.

Eine Antwort auf diesen scheint nicht erfolgt zu sein: der Empfänger hat sich mit seinem Kollegen Overbeck, dem nächsten Freunde Nietzsches, ins Einvernehmen gesetzt, und Overbeck, durch den Brief ‚auf das allerhöchste bedenklich gemacht', dürfte sich das weitere vorbehalten haben. Den eigentlichen Gegenstand von Nietzsches Schreiben — die geschäftliche Anfrage wegen des Darlehens — glaubte Overbeck nach einer gleichzeitig eintreffenden Antwort Nietzsches für erledigt halten zu dürfen (s. u.). Das Nähere hierüber in C. A. Bernoullis Werk: Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche, Jena 1908, 2,226,232. Hier ist nur Overbecks Aeußerung zu berichtigen, der Brief an Heusler sei die ‚erste ihm zukommende Kundgebung Nietzsches aus der Ferne', gewesen. Dies war vielmehr die acht Tage ältere Karte:

I.

Eine Besuchskarte; vorn gedruckt: Prof. Dr. Friedrich Nietzsche, darunter von Nietzsches Hand: Torino, via Carlo Alberto 6, III. Auf der Rückseite in Nietzsches Zügen:

> Es giebt jetzt keinen Zufall mehr in meinem Leben. Diese Nacht gedachte ich eines von mir besonders verehrten Baslers — ich hüte mich zu sagen wen: und eben kommt ein Brief von Overbeck . . .